

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Correspondent für das Großherzogthum Oldenburg.
1878-1890
1878**

16.10.1878 (No. 7)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-931918](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-931918)

für das Großherzogthum Oldenburg.

Zeitung für staatliche und communale Interessen,
Organ der Oldenburgischen Kriegervereine.

Für die Redaction verantwortlich: **Ad. Wittmann.**

N^o 7.

Oldenburg, Mittwoch, den 16. October.

1878.

Die Rede Bismarcks

über das Sozialdemokratengesetz werden wir in den nächsten Blättern in ihren Haupttheilen mittheilen. Heute geben wir den Schluß derselben, der sich über die Parteizersplitterung im Reichstage, über die Erschwerung eines Zusammengehens der Regierung mit dem Reichstage und über die parlamentarischen Absichten des Reichstanzlers ausspricht.

„Unsere Parteiverhältnisse bereiten der Regierung die größten Schwierigkeiten. Bei uns giebt es nicht, wie in England, nur zwei sich gegenüberstehende Parteien; hätten wir diese, so könnte der leitende Minister einen Halt darin finden, daß er sich der ihm näher stehenden großen Fraction anschliesse und ihr, wenn nicht äußerlich, so doch innerlich, angehöre. Wir haben acht Fractionen, zwischen denen es keine Vermittlung giebt, welche eine Verschmelzung hoffen ließe. Der Deutsche hat den Trieb, sich abzusondern. Es ist eine bedauerliche Lage für die Regierung, daß ihr, wenn sie eine Verständigung mit dem Reichstag sucht, $\frac{3}{7}$ des ganzen Gebiets verschlossen sind. Die Operationsbasis der Regierung beschränkt sich auf den Theil des Reichstages, der sich aus den nationalliberalen und den beiden Parteien der Conservativen zusammensetzt. In jedem anderen Lande würde die Thatsache, daß $\frac{3}{7}$ der Landesvertretung die Existenzbasis, ohne welche die Regierung sich nicht halten kann, verleugnet (Oho oho!) — nicht mit Worten, aber durch die That — den strengsten Zusammenschluß Derjenigen nothwendig zur Folge haben, welche die Regierung halten wollen. Wenn bei uns aber zwei Regimenter in einer Garnison liegen, welche aus verschiedenen Gegenden rekrutiren, so können sie zum Manöver ausrücken, ohne daß es zu Schimpfereien oder zu thätlichen Zwistigkeiten kommt. Dieser Geist, den wir alle von der Univerfität in gewissem Grade mitbringen, dürfte sich nicht auf das politische Leben übertragen, und ich kann nur die Bitte an diese drei Fractionen richten, daß dieselben nicht der Regierung, sondern dem Lande den Dienst erweisen, sich untereinander zu verständigen, sich als Diejenigen, welche überhaupt eine staatliche Entwicklung auf der jetzigen Grundlage wollen, näher an einander zu schließen und sich nur, wo unabwiesbare Differenzen eintreffen, zu trennen. — Bei der Auflösung des Reichstages habe ich weder irgend welche Reaction oder eine Systemänderung erstrebt, ich habe

dabei nichts gewollt, als daß die Abgeordneten sich mit ihren Wählern über die Lage besprechen können, und habe die Hoffnung gehabt, daß Sie, wie Antäus nach Verührung mit dem heimathlichem Boden, neu gestärkt wiederkommen möchten (Heiterkeit) Eine Parteipolitik treibe ich nicht, habe sie vielleicht getrieben, als ich selbst noch Fractionenmitglied war. Einem preussischen und deutschen Minister aber ist etwas Derartiges nicht möglich. Ich habe praktische Ziele, in denen wir uns gegenseitig helfen müssen. Es ist mir vollständig gleichgültig, welcher Partei der angehöre, welcher das Staats- und Landesinteresse nach meiner Ueberzeugung erstrebt. Es ist eine natürliche Schwäche, empfindlich zu sein, wenn man von Jemandem einmal im Stich gelassen ist, aber ich bin der Ueberzeugung, daß ich als Minister nicht das Recht habe, empfindlich zu sein, und daß ich den Beistand annehmen muß, wo er mir geboten wird. Von den genannten drei Fractionen erwarte ich die Annahme des Gesetzes. Ich halte die Bestimmungen desselben für sehr mäßig. Der Commission erschienen sie zu weitgehend und wir werden uns darüber verständigen müssen. Wenn sie zur Bekämpfung der Gefahr, die Sie anerkennen müssen, uns die Mittel nicht gewähren, so ist dies mir ein Beweis, daß Sie nicht volles Vertrauen zu uns haben. Das Vertrauen läßt sich nicht erzwingen, es läßt sich vielleicht hervorrufen durch die loyale Ausführung des Gesetzes, welches Sie uns geben werden. Ich bin fest entschlossen, hierüber zu wachen. Haben Sie nicht das Vertrauen zu uns, speciell zu mir, daß wir das Gesetz loyal ausführen und nicht mißbrauchen werden, um nicht eingestandene Zwecke zu verfolgen, fürchten Sie sich mehr vor mir und den verbündeten Regierungen, als vor der Socialdemokratie, dann weiß ich, was ich zu thun habe; dann muß ich mich an Die wenden, welche mehr Vertrauen zu uns haben. §. 1 würde nach meiner Ueberzeugung dahin zu lauten haben: Vereine, in welchen socialdemokratische Tendenzen zu Tage treten, werden verboten. Niemand ist darüber unklar, welcher Abgeordnete, welcher Verein, welche Zeitung socialdemokratisch ist. Das vorliegende Gesetz wird schwerlich genügen, wir werden in der nächsten Session eine neue Vorlage machen müssen, nachdem uns die Erfahrung gelehrt hat, welche Theile der Maschine nicht gehörig arbeiten. Streichen Sie namentlich nichts an den Beschränkungen der Freizügigkeit und Passfreiheit. Ich beschränke

mich in meinen Ansprüchen auf das Unentbehrlichste; mein Bestreben geht noch über das Gesetz hinaus; es geht dahin, wo möglich aus den drei Fractionen, die überhaupt an den staatlichen Zwecken der Regierung mitarbeiten, eine feste, sich gegenseitig in allen Theilen vertrauende Macht zu bilden, die im Stande ist, allen Stürmen, denen das Reich noch ausgesetzt ist, wirksam entgegenzutreten.

Politische Rundschau.

Berlin, den 12. October 1878. Der Reichstag hat seit Mittwoch täglich fünf Stunden den Beratungen des Socialisten-Gesetzes gemidmet und hat es dabei zur Erledigung von vier Paragraphen gebracht!

— In der gestrigen Sitzung des Reichstages erschien zum ersten Mal wieder Feldmarschall Graf **v. Moltke**, der bekanntlich in Kassel nach dem Manöver nicht unbedenklich an der Mose erkrankt war. Der allseitig verehrte Mann, der übrigens noch leidend aussieht, wurde von einer großen Anzahl von Mitgliedern freudig und theilnehmend begrüßt.

— Der Präsident des Reichstages Herr **von Jordanbeck** hat die auf ihn gefallene Wahl zum Ober-Bürgermeister von Berlin angenommen. Seine Bestätigung ist wohl kaum zu bezweifeln und dürfte binnen 14 Tagen bevorstehen. Herr v. Jordanbeck trifft bereits Vorbereitungen, seine Familie nach Berlin überzuführen.

— Zwischen **Rom** und **Berlin** hat, wie das „Berl. Tagebl.“ hört, abermals ein officieller Briefwechsel stattgefunden. Fürst Bismarck soll nämlich an den Cardinal Nina die Bitte gerichtet haben, dem Papste für die verbindlichen und wohlwollenden Worte zu danken, welche derselbe an den Kaiser und die deutsche Nation gerichtet hat. Fürst Bismarck soll in dem Schreiben seiner festen Ueberzeugung Ausdruck gegeben haben, daß die Verhandlungen zwischen dem Papst und der preussischen Regierung in kurzer Zeit von dem glücklichsten und dauerhaftesten Erfolge gekrönt sein werden. So das genannte Blatt. Die „Germania“ hat neulich die lebhafteste Wiederaufnahme des Culturkampfes im preussischen Landtage signalisirt. Es ist immerhin möglich, daß beide Nachrichten wahr sind; denn auf der einen Seite darf das Centrum nicht merken lassen oder wenigstens in seiner Haltung keinen directen Beweis dafür geben, daß es

Ein stolzes Herz.

Roman von Theodor Küster.

Erstes Buch.

(Fortsetzung.)

Ein helles, fröhliches Lächeln drang aus dem Wäldchen und unterbrach die vornehme Stille, welche über dem Ganzen lag. Eine feine Mädchengestalt im lichtblauen Kleide stand etwas verlegen vor einem älteren Paar. Die Dame im schmeren Seidenkleid von gesättigter grüner Farbe hielt mit hochrothetem Gesicht dem jungen, etwa 16jährigen Mädchen eine ziemlich heftige Strafrede in keineswegs gewählten Ausdrücken. Der Herr war beschäftigt, seine Perrücke, welche sich etwas verschoben hatte, wieder ordnungs- und gewohnheitsmäßig zu placiren. Dann wandte er sich mit gutmüthigem Lächeln zu der erzürnten Dame und sagte beruhigend:

„Aber ich bitte Dich, liebe Lene . . .“ — Hier stockte er plötzlich, schlug sich leicht auf den Mund und fuhr sich verbeßernd fort: „Lieber Helenchen, laß es jetzt doch genug sein; das schickt sich ja nicht für eine Dame, wie Du, sich so aufzuregen. Was soll unsere neue Gouvernante davon denken?“

Der Mann schien den richtigen Ton getroffen zu haben, denn sofort legte sich die Aufregung der Dame. Sie blickte um sich, als wolle sie sich vergewissern, ob auch kein Zeuge ihrer selbstvergessenen Heftigkeit vorhanden sei, und ihr Auge traf eine hohe, schlanke, schwarzgekleidete Gestalt, welche abgewandt aufscheinend eifrig einen Strauch zu untersuchend schien. Jetzt nur doch endlich vernünftig werden. Gisela! Kommst du wie ein wilder Junge daher gestürmt, hältst Papa von hinten die Augen mit beiden Händen zu und lachst auch noch laut auf über den Schreck, den Du ihn gemacht . . . — Das geht jetzt nicht mehr; Du muß Dir das rohe, unbändige Wesen unbedingt ab-

gewöhnen, denn man müßte sich ja schämen, wenn Jemand von den Domestiken so etwas sieht.“

Die kleine Schuldige lächelte schelmisch und ihrem Papa um den Hals fallend, küßte sie ihn stürmisch und sagte so bittend, daß Niemand dem reizenden Kinde hätte zürnen können: „Vergieb Papa, ich will es auch nie wieder thun!“ — Dann setzte sie schwer seufzend hinzu: „Ach Gott, es ist doch gar nicht so leicht, die Tochter eines Millionärs zu sein!“

Die schwarze Gestalt war jetzt näher getreten. Es war Edda Liebenstein — sie war die neue Gouvernante, und Gisela, der reizende Wildfang, ihre Schülerin. Hier, auf der Besingung und in der Familie eines durch märchenhaftes Glück Millionär gewordenen früheren Krämers, hatte sie eine Heimath gefunden. Edda's feines, die beste Erziehung verrathendes Wesen, hatte dem Ehepaar (dies der Name der würdigen Besitzer des Schloßchens) gewaltig imponirt. Frau Schwind äußerte am Abend von Edda's Ankunft gegen ihren Gatten: „Ich glaube, hinter dieser Gouvernante steckt eine Prinzessin oder doch mindestens eine Gräfin; sie hat so was Feines in ihrem Wesen und Sprechen, in ihrem Gehen und Bewegen, wie ich's noch gar nicht gesehen habe.“

„Ja, da kann man selbst noch was lernen“, hatte Herr Schwind gemeint.

„Die dürfen wir ja nicht wie einen Domestiken behandeln“, hatte sie wieder das Wort genommen; „man kann ja nicht wissen, was dahinter steckt; wahrscheinlich eine unglückliche Liebe oder so was meinst Du nicht auch, lieber Johannes? — Ach Gott!“ seufzte Frau Schwind, „Johannes! — Welch ein Name! — Gott, daß man das nicht gut ändern kann; aber ich bin auch so daran gewöhnt!“

„Weiß Du, Frau, neulich habe ich gelesen von einem berühmten Mann ich glaube ein Musiker oder Chemiker ist er, der heißt Hans von Bülow: wie wäre es, wenn du mich „Hans“ nennstest? Das ist ja doch derselbe Name und Hans Schwind würde sich gar nicht so schlecht anhören

— Hans Schwind der Millionär!“ schmunzelte der ehemalige Krämer.

„Ja“, entgegnete sie, „Hans vor einem adeligen Namen ist sehr schön; zum Beispiel „Hans von Schwindenheim“ oder „Schwindfeld“ und dergleichen, aber . . .“

„Nein, nein!“ rief Johannes Schwind, dabei sehr ernst, fast ängstlich aussehend: „ich habe schon genug zu thun, um nur einigermaßen meinem Vermögen entsprechend zu leben, aber nun adelig dazu? — nein Frau daraus wird nichts, nun und nimmermehr!“

Edda hatte mit ihrem feinen Scharfblick sofort erkannt, daß ihre Thätigkeit hier eine sehr verdienstvolle werden könne; sie hatten in Gisela ein sehr begabtes Kind gefunden, nur eine gute gediegene Erziehung hatte dem bisher von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Mädchen gefehlt, um aus ihm ein echtes edles Weib zu machen. Gisela's Vater hatte Edda offen und ehrlich erzählt, daß er ein einfacher Krämer gewesen, daß er ganz unerwartet den Hauptgewinn in der Landes-Lotterie gewonnen und mit dem Gelde so glücklich spekulirt habe, daß er innerhalb weniger Jahre Millionär geworden war. Er sähe nun, hatte er hinzugefügt, nicht ein, weshalb er das Glück noch weiter versuchen solle, und so habe er sich das Grundstück gekauft und das Schloßchen darauf erbaut und da wolle er ruhig leben. Nur seiner Tochter wolle er eine feine vornehme, gediegene Erziehung geben; sie sei sein einzig Kind und ihr Vermögen würde ihr doch einst einen Platz in der vornehmen Welt anweisen. Deshalb solle sie auch so lernen, daß sie im Wissen selbst einer Prinzessin nichts nachgebe und wenn Edda es für nöthig halte, so wolle er aus der nahen Univerfitätsstadt Professoren kommen lassen, um seine Tochter zu unterrichten.

Edda indessen beruhigte ihn in dieser Beziehung vollständig; er solle, sagte sie Herrn Schwind, Gisela ihrer Leitung ausschließlich anvertrauen und sie hoffe ihn ganz zufrieden zu stellen.

eine rein päpstliche Partei ist und auf der andern Seite darf der Papst nicht offenkundig machen, daß er in den einzelnen Ländern Parteien unterhält und leitet. Ist der Friede mit Rom da, so wird sich nach und nach auch der mit dem Centrum von selbst einfinden.

Die Stellung des Cultusministers **Falk** wird von liberalen Blättern nach wie vor für erschüttert erklärt; er werde gehen, heißt es, sobald der Kaiser wieder die Regierung übernehme.

Die Fortführung der **Staatsbahnbauten**, für welche durch besondere Gesetze Credite bewilligt worden sind, hat in dem dritten Quartal des laufenden Jahres, wie dem „N. u. St.-N.“ mitgeteilt wird, die Summe von 40,500,000 Mk. erfordert.

Die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel werden wieder verwickelter. Die Pforte ruft in einem Rundschreiben, das von Wiener Blättern als unverschämte bezeichnet wird, den Schutz der Mächte gegen österreichische Grausamkeiten in Bosnien an. Die Russen erklären, ihren weiteren Abzug unterbrechen zu müssen wegen der Grausamkeiten, die in den von ihnen verlassenen Gebieten gegen die Christen verübt werden. Die Engländer sind darüber entsetzt und werden mit ihrer Flotte eine Demonstration machen. Die Türken in Konstantinopel halten einen Krieg mit Griechenland für unvermeidlich. In Bulgarien bilden sich Freischaren, um an dem Kriege der Afghanen gegen die Engländer theilzunehmen. Ein recht erfreuliches Bild!

Oesterreich. Die Lage der Dinge in Bosnien wird nun nach dem türkischen Rundschreiben eine Verminderung der Occupationarmee wohl auch den heißhütigsten Magyaren als nicht recht thunlich erscheinen lassen. Die Pforte will, nachdem sie die Convention mit Oesterreich zurückgewiesen, nur Verhandlungen pflegen, deren Grundlage die Anerkennung ihres ungeschmäleren Souveränitätsrechts in Bosnien ist. — Die österreichische wie die ungarische Ministerkrisis in ihrer Erledigung immer noch nicht näher gerückt, wenigstens hört man Nichts davon. In Oesterreich muß die Entscheidung bis zum 22. erfolgen, da dann der Reichsrath zusammentritt und die bisherigen Minister sich weigern, vor diesem zu erscheinen. Nach den neuesten Nachrichten soll der als ultramontan bezeichnete Graf Taafe das neue Ministerium bilden.

Vocales und Correspondenzen.

Durch eine allerhöchste Verordnung, welche gestern durch das Gesetzblatt publicirt worden ist, wird der **Landtag des Großherzogthums** auf den 4. November d. J. nach der Residenzstadt Oldenburg einberufen. Die Dauer desselben ist bis zum 21. Dezember bestimmt worden.

Ueber die heute hier bei schönstem Wetter stattgefundenen **Jubiläums- und Einweihungsfeierlichkeiten** des neuen Gymnasiums hätten wir unsern Lesern gern ausführlichen Bericht erstattet, was uns aber bei der Kürze der Zeit ganz unmöglich war. Wir bitten daher um Nachsicht bis zur nächsten Nummer, wo wir das Versäumte ausführlich nachholen werden.

In der gestern Nachmittag im Saale der Union von Freunden und früheren Schülern des Gymnasiums abgehaltenen Versammlung ist hinsichtlich des bei Gelegenheit der Jubiläums- und Einweihungsfeierlichkeiten des neuen Gymnasiums zu gründenden **Gymnasialfonds** beschlossen worden, die eingehenden Beiträge zu einem Stipendium zu verwenden für Studierende auf einer Universität oder Akademie (Polytechnikum). Die Verleihung soll von der Prüfungs-Commission für das Abiturienten-Examen zu Ostern geschehen, und zwar an solche Schüler des Gymnasiums, welche bei guter sittlicher Führung das Abiturienten-Examen gut bestanden haben. Das Stipendium beträgt jährlich im Minimum 150 Mark, im Maximum 500 Mark.

Für diejenigen, welche sich genauer über das Einzelne zu orientiren wünschen, diene der nachfolgende Entwurf der Statuten des Stipendiums:

Entwurf zu den Statuten des Gymnasialstipendiums in Oldenburg.

§. 1.

Zur dauernden Erinnerung an die Feier des 500jährigen Bestehens der „Hauptschule“ der Stadt Oldenburg, des Gedächtnisses an die 300jährige Einrichtung der „lateinischen Schule“, sowie der Ueberfiedelung der Anstalt in die neu erbauten Räume am Theaterwall stiften frühere Schüler des Gymnasiums und andere Freunde der Anstalt hiemit ein Gymnasialstipendium, über dessen Verwendung das Nähere wie folgt bestimmt wird.

§. 2.

Befähigt zum Genusse des Stipendiums sind diejenigen Schüler des Gymnasiums zu Oldenburg, welche, bei guter sittlicher Führung in der Abiturientenprüfung durch gute Fähigkeiten und Vorkenntnisse ausgezeichnet, Facultäts- oder technischen Studien auf Universitäten oder Akademien (Polytechniken) obliegen wollen, — ohne Unterschied der Confession.

§. 3.

Das Stipendium beträgt jährlich mindestens 150 Mark, höchstens 500 Mark. Die Bewilligung wird von Ostern zu Ostern, auf 50 Mark abgerundet, einem oder mehreren Berechtigten zugewilligt und zwar auf ein oder mehrere Jahre auf einmal, höchstens auf die Studienzeit von 4 Jahren.

Die Ueberschüsse der Rente über die Abrundungssumme von 50 Mark werden zum Capital geschlagen.

§. 4.

Die Bewerbung erfolgt im Laufe des Monats Februar beim Director des Gymnasiums unter Anlegung eines amtlichen Zeugnisses, aus welchem hervorgeht, daß Bewerber bzw. diejenigen, welchen der Unterhalt desselben obliegt, hinreichende Mittel nicht besitzen, die auf das Nothwendige ermäßigten Kosten des academischen Aufenthalts ohne Zuschuß zu bestreiten.

§. 5.

Die Verleihung geschieht von der Prüfungscommission für das Abiturientenexamen nach dem für die Abstimmung desselben maßgebenden Verfahren. Bei mehreren Concurrenten entscheidet in erster Linie das Maß der Bedürftigkeit, in zweiter Linie das Maß der Fähigkeiten und Vorkenntnisse. Nach diesen Grundsätzen wird das Stipendium, nach den vorhandenen Mitteln in Beträgen abgerundet auf 50 Mark, zum Gesamtbetrage von 150—500 Mark an einen oder mehrere Studierende bewilligt.

§. 6.

Jeder Abiturient des Gymnasiums kann, auch nachdem er die Universität bezogen, auf das Stipendium concurriren.

§. 7.

Findet sich kein geeigneter Bewerber, so wird die Rente zum Capital geschlagen.

§. 8.

Der Fonds wird mit den übrigen Gymnasialfonds verwaltet und das Stipendium auf Anweisung des Gymnasial-Directors an denjenigen ausgezahlt, welchem das Stipendium bewilligt ist.

§. 9.

Die Auslegung dieses Statutes in Zweifelsfällen erfolgt auf Antrag von mindestens zwei Mitgliedern der Prüfungs-Commission durch das Großherzoglich evangelische Oberschulcollegium.

§. 10.

Sollten geänderte Verhältnisse anderweitige Verwendung dieses Universitätsstipendiums dringend notwendig erscheinen lassen, so ist auf Antrag der Prüfungscommission das Oberschulcollegium mit Genehmigung des Großherzoglichen Staatsministeriums zur Aenderung befugt.

Bei Gelegenheit der Jubiläums- und Einweihungsfeierlichkeiten des neuen Gymnasiums ist heute in einem sehr freundlichen Gewande eine **Festschrift** ausgegeben worden, welche eine „Geschichte des Großherzoglichen Gymnasiums in Oldenburg“ enthält und den Herrn Professor Dr. Karl Meinardus zum Verfasser hat. Wir werden auf den reichen Inhalt derselben, welche in Bezug auf die Geschichte des

Oldenburger Schulwesens von höchstem Interesse ist, noch öfter zurückkommen.

Gestern Abend fand im Großherzoglichen Theater eine **Vorfeier** des Gymnasialfestes statt in welcher von Schülern der oberen Gymnasialklassen eine Tragödie des Sophokles: „Oedipus auf Kolonos“ aufgeführt wurde. Vor Beginn der Handlung wurde ein Bewillkommungs-Prolog, dem Vernehmen nach vom Herrn Oberlehrer Dr. Moser verfaßt, gesprochen. Prolog wie Vortragender wurden durch allgemeinen Beifall ausgezeichnet. Von den Darstellern, welche sämmtlich durch die ausgezeichnete Durchführung ihrer Rollen allseitige Anerkennung sich erwerben, erwähnen wir hier nur speciell den Träger der Titelrolle: „Oedipus“, welcher durch sein vollendetes Spiel das anweidende Auditorium zu enthusiastischem Applaus hinriß. Schließlich wollen wir nicht unterlassen, auch die Leistungen der mitwirkenden Chöre anerkennend hervorzuheben, welche ebenfalls durch allseitigen Beifall ausgezeichnet wurden. Mit einem Worte: Es war ein schöner, genußreicher Abend!

Theater. Ohne unsern demnächstigen ausführlicheren Referat irgendwie vorgreifen zu wollen, drängt es uns doch, vorab einige Worte der Anerkennung auszusprechen über die letzte Sonntagsvorstellung „Ein Wintermärchen“, humoristisch-phantaftisches Märchen in 5 Aufzügen von Schatepeare. Wollen wir diese Vorstellung auch nicht gerade eine musterzügliche nennen, so war sie jedenfalls eine so vorzügliche, daß unsere Direction stolz darauf sein kann, solche tüchtige und strebame Kräfte zur Seite zu haben, die augenscheinlich allen berechtigten Ansprüchen voll gerecht zu werden versprechen. Die Krone des Abends gebührt natürlich der Hermione (Fräulein Braun), eine so vollendete dramatische Darstellerin, wie unsere Bühne wohl noch selten besaßen. Das theaterbesuchende Publikum dürfte volle Ursache haben, der Direction für eine solche Acquisition zu großem Danke verpflichtet zu sein. Auf die Leistungen der übrigen Darsteller (der Damen: Fräulein Schoßig: Perdita, Fräulein Lind: Pauline, sowie der Herren: Winds: Leontes, Zimmermann: Polixenes, Alexander: Florizel, Dietrich: Autolichus) kommen wir später zurück. Das Publikum spendete der Aufführung den lebhaftesten Beifall.

Das lesende Publikum machen wir an dieser Stelle auf die sehr reichhaltige **Volksbibliothek** vor dem Heiligengeistthore aufmerksam. Dieselbe bietet für die ankommenden langen Winterabende eine vorzügliche Lectüre und zwar für den außerordentlich billigen Preis von 50 Pf. für das laufende Halbjahr. Der jährliche Beitrag beträgt 1 Mark. Bibliothekar ist Herr Wachtmeister a. D. Geisler, Kriegerstraße 14.

Vorträge über Gegenstände des Eisenbahnwesens. — Am Mittwoch, als den zweiten Vortrags-Abend, hielt Herr Directions-Rath Behrens einen sehr interessanten Vortrag über Tarifwesen, welchen das zahlreich versammelte Auditorium mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgte. — Der nächste, dritte Vortrag wird am Mittwoch, den 16. October, Abends 6 1/2 Uhr in der Aula der Realschule stattfinden. Um den auswärtigen Besuchern dieser Vortrags-Abende die Rückkehr mit den Abendzügen zu ermöglichen, ist der Anfang derselben jetzt um eine halbe Stunde früher, also auf 6 1/2 Uhr Abends angelegt worden.

Auf unseren Vorschlag in Nr. 3 dieses Blatts, betr. Beseitigung der an der **Radorferstraße** bestehenden Uebelstände, findet sich in Nr. 5 desselben eine Entgegnung, die wir denn doch nicht unbeantwortet lassen wollen, um wenigstens zu versuchen, den Herrn — n — zu überzeugen, daß wir die Sache nicht ohne nachzudenken — wie derselbe behauptet — in Anregung gebracht haben und daß uns die Beseitigung der gedachten Uebelstände wirklich am Herzen liegt.

Daß die fraglichen Uebelstände existiren, giebt Herr — n — in seinem Artikel zu unserer Genugthuung ja vollständig zu,

So war denn Edda's Stellung im Schwind'schen Hause nicht allein durchaus unabhängig, sondern sie beherrschte gewissermaßen bald, ohne es zu wollen, das ganze Haus. Die Dienerschaft namentlich, welche meist in sehr vornehmen Häusern servirt hatte, belächelte im Stillen so mancherlei an ihrer neuen Herrschaft, und man trug Edda entschieden mehr Ehrerbietung entgegen, als der Frau vom Hause. Und doch fühlte Edda Liebenstein sich nicht glücklich; sie fühlte sich einsam, trotz all' der leidenschaftlichen Liebe, welche Gisela für sie an den Tag legte; sie stand auch allein, denn kein auch annähernd nur ihrer Bildung und ihrem Geist ebenbürtiges Wesen befand sich im Hause. Sie selbst mußte sich zwar eine Unzufriedene nennen, doch die Sehnsucht nach dem Kreise, der ihr heimlich war, verließ sie nicht. Herr und Frau Schwind waren wohl herzengute Menschen, doch dadurch, daß sie sich ein ihren bisherigen Wohnheiten und Neigungen fremdes, von Pracht und Luxus strotzendes Heim geschaffen, in welchem sie sich nicht zu bewegen, noch zu benehmen wußten, fühlten sie sich unsicher, beengt, aus ihrer gewohnten plötzlich in eine ihnen unbekannte Sphäre verjagt; sie genirten sich vor ihrer Dienerschaft, waren ängstlich in Allem, was sie thaten, mit einem Worte, nicht glücklich. Edda bemitleidete die reichen und doch so armen Menschen von Herzen, konnte sich aber bei ihnen nicht glücklich fühlen.

Wochen waren so vergangen. Eine innige Zuneigung hatte die Lehrerin mit ihrer im Alter ihr so wenig nachstehenden Schülerin verbunden. Um Gisela's willen hatte Edda sich bemüht, heimlich dort zu werden, wo Nichts sonst sie fesselte. Der Sommer kam heran und die vielen benachbarten Landhäuser begannen sich zu beleben. Was Edda längst gewünscht hatte, geschah. Eines Vormittags saß man plaudernd in der schattigen, kühlen Halle, als eine höchst elegante Equipage vor der Einfahrt hielt. Ein Livreebedienter kam zur Halle und meldete, den Hut in der Hand, daß Frau Baronin Uberg und ihr Sohn

um die Ehre hätten, ihren nachbarlichen Besuch machen zu dürfen.

Alles kam in Konfusion. Herr Schwind wollte rasch nach Fraa und weißer Weste laufen, während seine Frau nach dem neuen dunkelblauen Seidenkleid rief. Lächelnd beruhigte Edda die Aufgeregten und gab dem Diener den Bescheid: „Die Herrschaften werden willkommen sein.“ — Dann klingelte sie einem Diener des Hauses und sagte ihm, er solle die Besucher empfangen und in den Salon führen. Ohne Edda hätten die Baronin und ihr Sohn noch lange auf die Familie Schwind warten können.

Frau v. Uberg war eine elegante Welt dame und erkannte sofort die Situation; ihr Benehmen war so liebenswürdig, entgegenkommend und taktvoll, daß Herr und Frau Schwind ganz entzückt waren und leichter aufathmeten. Die Unterhaltung wurde so gewandt und verbindlich seitens des Besuches geführt, das es unmöglich gewesen wäre, nicht darauf eingehen zu können. Frau v. Uberg war eine Frau in der Mitte der Vierzig; ihre elegante Erscheinung, das feine, blasse Gesicht mit den blitzenden Augen verriethen frühere große Schönheit.

Der junge Baron, ihr Sohn, mochte etwa fünf- bis siebenundzwanzig Jahre zählen, und war ebenfalls ein hochgewachsener, eleganter Mann, eine durchweg aristokratische Erscheinung. Sein Gesicht hatte unverkennbare Aehnlichkeit mit dem der Mutter, nur war sein Auge sinnender, sein ganzes Wesen ernster und zurückhaltender. Auch jetzt blickte er träumerisch auf seine Umgebung. (Fortsetzung folgt.)

Der Haupthahn.

Eine Chestands-Humoreske

von R. M.

(Fortsetzung.)

„Ach Herrman, er hat meine allabendliche Schlaftrunkenheit sich zu Nutze gemacht und mir stets eingeredet, er käme

um zehn Uhr nach Hause. Ich habe es Jahre lang geglaubt und sorglos geschlafen. Aber neulich fuhr ich in der Nacht plötzlich auf, es polterte in der Wohnstube, ich rief nach meinem Mame, es blieb still. Ich machte Licht an, er war nicht im Bette, ich ging in die Wohnstube, da war eine Photographie vom Nagel gefallen, — weist Du, die Photographie, die uns als Braut und Bräutigam zeigt und die so schön getroffen ist, ich habe ein schwarzseidenes Kleid an —“

„Weiß schon.“

„Ja, die war vom Nagel gefallen, ein schlimmes Zeichen, ich glaube zwar nicht an Vorahnungen. Ich hing sie wieder auf und sah nach der Uhr. Es war um zwei und sein Bett war leer!“

Eine neue Umhüllung des Bruders erfolgte mit einem frischen Ströme von Thränen. Sanft schob sie Hermann von sich, des guten Zweckes sich kaum bewußt, daß er damit seine Pflücke schone.

„Sprich weiter, noch weiß ich nicht, was das bedeuten soll,“ log er ihr fromm in's Angesicht.

„Ich konnte natürlich nicht wieder schlafen, mir ging Schreckliches durch den Kopf, Furchtbares. Es schlug drei und kurz nachher trat mein Mann in die Schlafstube. Ich wollte Gewißheit haben, ich that, als ob ich eben aus dem Schlafe erwacht sei und richtete die Frage an ihn, die ich immer schon gethan hatte: „Welch Zeit ist es?“ — Und richtig, ich bekam die gewohnte, ach so gräßliche Antwort: „Ein viertel elf, mein Liebchen.“ Hermann, die Antwort habe ich Jahre lang erhalten, ich bin Jahre lang belogen und betrogen worden. Ich unglückliches Weib!“

Hermann hatte wieder zu wehren wegen der Pflücke. Der Thränenstrom löste sich aber bald wieder in einen wohlthätigen Nedestrom auf.

„Seitdem kann ich fast keine Nacht mehr schlafen; ich

und wenn derselbe die Wassertümpel auch nicht als solche anerkennen will, auch vielleicht Wasserstiefel nicht gerade notwendig sein mögen um zu den Häusern zu gelangen — daß die Spaziergänger, welche das Trottoir benutzen, durch die Schmutzlachen belästigt würden, ist nicht behauptet — so hoffen wir doch uns mit Herrn — n — schließlich noch über die Mittel und Wege, welche zur Beseitigung der be- regten Uebelstände einzuschlagen sind, einigen zu können, d. h. wenn er bei der Sache bleibt. Daß die Nadorsterstraße ihres imponirenden Einducks — wie Herr — n — meint — beraubt werden würde, wenn die Befriedigungen, namentlich auf der Strecke vom Ende des Kirchhofs bis etwa zur Bürger- eschstraße, welche wir von vornherein hauptsächlich im Auge hatten, etwas näher an's Trottoir, und zwar in gerader Linie gefehrt würden, damit können wir uns aber durchaus nicht einverstanden erklären, müssen vielmehr bei der Ansicht beharren, daß gerade durch dies Begraden der Einfriedigun- gen der Straße ein noch viel freundlicheres Ansehen gegeben werden könnte.

Die Behauptung des Herrn — n —, daß der Staub, der auf der Nadorsterstraße sich findet, nicht auf dem östlichen, sondern zum großen Theile auf dem westlichen Sandwege sich entwickelte, scheint uns, gelinde gesagt, doch etwas sehr, als unwahrscheinlich; man darf wenigstens annehmen, daß sich von dem an der Ostseite der Straße belegenden, an einigen Stellen etwa 12 bis 14 Fuß breiten Sandwege, bedeutend mehr Sand und Staub abheben muß, als von dem westlichen kaum halb so breiten Wege, und wenn der Herr — n — im Anschluß an diese Behauptung vorschlägt, den an der westlichen Seite der Straße belegenden Sandweg mit einem Trottoir zu versehen, so will uns doch nicht einleuchten, wie dadurch und auch durch Fegen der Straße mit scharfem Besen die beregten Uebelstände würden beseitigt werden können.

Es wäre allerdings sehr zu wünschen, wenn auch die Westseite der so sehr belebten Straße ebenfalls mit einem Trottoir versehen werden könnte und haben wir bei Abfassung unseres ersten Artikels sehr wohl daran gedacht, daß durch Pflasterung, zwar nicht bloß des westlichen, sondern auch des östlich belegenden Sandweges sich eine Abhilfe würde schaffen lassen, sahen von einem solchen Vorschlage aber aus dem Grunde von vornherein ab, weil wir recht gut wußten, daß der Stadtmagistrat sich auf ein solches Ansuchen nicht einlassen wird und auch nicht wohl einlassen kann. Die sämtlichen Anwohner der Straße aber dahin zu bewegen, daß etwa jeder vor seinem Grundstück den Sandweg pflastern lasse, dieses fertig zu bringen, getrauten wir uns nicht, und wollen wir eine solche Miesearbeit gern dem Herrn — n — überlassen. In der von uns vorgeschlagenen Weise hoffen wir die ge- dachten Uebelstände, wenn auch nicht ganz, so doch zum größ- ten Theile beseitigt zu sehen. Ob es so leicht sein wird, die Anwohner zum Umsetzen der Befriedigungen zu bewegen weil dadurch ihre Vorgärten um etwas vergrößert würden, „was billig einzubezählen wäre“, wie der Herr — n — meint, davon mag er sich durch gelegentliche Anfrage bei den Be- treffenden einmal selbst überzeugen. Wir sind der festen Über- zeugung, daß verschiedene Anwohner, wenn sie eben nicht im Interesse der Sache handeln, sich durch den Gewinn, der ihnen durch die Vergrößerung der Vorgärten erwachsen soll, sicher nicht werden bestimmen lassen, dafür die Kosten der Umsetzung ihrer Befriedigungen zu tragen.

Schließlich können wir nicht unterlassen, dem Herrn — n — auf seine uns zum Studium vorgelegte Frage: weshalb der Stadtmagistrat den Sand auf der neu gepflasterten **Georgstraße** noch liegen lasse, zu erwiedern, daß wir unser Stadtmagistrat resp. die betr. Straßenbaukommission zur Beurtheilung der Frage, wie lange der Sand auf einer neu gepflasterten Straße liegen muß, bis die Lücken ausgefüllt sind und das Pflaster sich gedichtet hat, viel kompetenter halten, als den Herrn Fragesteller.

Stände die Beseitigung der Uebelstände, welche an der Nadorsterstraße herrschen, in so naher Aussicht, wie solches in Betreff der Georgstraße der Fall ist, so würden wir solches wirklich mit Freuden begrüßen.

In Eversten fand am 26. v. Mts. die sehr ansprechende Feier der **Einweihung des dortigen Kirchhofs** statt. Derselbe machte mit seiner schönen freien Lage und seiner geschmackvollen Anlage schon einen sehr vortheilhaften Eindruck, zumal an dem wunderschönen Herbsttage; dazu kam aber noch an jenem Tage eine große Beseitigung, besonders aus dem Dorfe Eversten und Umgegend, die recht das Interesse der Landgemeinde für den neuen Friedhof bezeugte und die Fest- stimmung erhöhte. Bei Gelegenheit der Beerdigung eines Kindes aus Bloherfelde wurde der Kirchhof eingeweiht und dem Gebrauch übergeben. Vor dem mächtigen, in der Fabrik der Herren Koch und Franke geschmackvoll gearbeiteten eisernen Kirchhofsthore hatte sich die Menschenmenge versammelt; der Kirchenälteste, Zimmermeister Rriete, übergab nun mit eini- gen Worten Namens der Kirchhofskommission dem Herrn Pastor Willms den Schlüssel zu der Pforte; derselbe schloß sie auf und führte den Leichenzug mit dem großen Gefolge auf den Kirchhof zu dem durch eine Linde verzierten freien Platz. Nun wurde zuerst von der versammelten Schuljugend aus Eversten, Hundsmühlen und Bloherfelde unter Leitung ihrer Lehrer ein Choral rhythmisch gesungen, dann hielt Herr Pastor Willms unter Zugrundelegung der beiden an den Thor- Pfeilern angebrachten Sprüche: „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen“ und „Wir haben einen Herrn Herrn, der vom Tode erlöst“ eine ernste, sehr ansprechende Rede und weihte im Anschluß daran den Gottesacker ein. Jetzt wurde mit dem Leichenzuge ein Umgang um den Kirchhof gehalten, bei dem die kleinsten Schulkinder im Eversten, in hellen Klei- dern und mit grünen Schärpen aus Ephen, reizend geschmückt, voranschritten und Blumen streuten und dem sich der größte Theil der Anwesenden anschloß. — Der Zug endigte bei dem mit Blumen geschmückten Grabe und mit einer abermaligen kurzen Ansprache des Herrn Pastoren; Gebet und Segen schloß dann die Feier, welche auf alle Anwesende einen erhebenden Eindruck gemacht hat.

Die Gemeinde Oldenburg besitzt jetzt neben dem alten Gertruden-Kirchhof **fünf neue Kirchhöfe**, die sämtlich in den letzten 15 Jahren angelegt sind, einen in Ofen (eingeweiht am 23. October 1863 durch D.-K.-Rath Geist), einen in Petersdehn, den neuen städtischen Kirchhof in der Nähe des Ziegelhofs, den oben erwähnten in Eversten und einen in Donnersthor.

Am 18. Sonntag nach Trinitatis ist der Pfarrer **Solm** durch Geh. D.-K.-Rath Nielsen unter Assistenz der Pfarrer Trentepohl zu Neuende und Toel zu Schortens in das Pfarramt zu Heppens eingeführt worden. — Am demselben Tage ist der Pfarrer **Orth** durch D.-K.-Rath Ramsauer unter Assistenz der Pfarrer Hattenbach zu Stuhr und Göllrich zu Delmenhorst in das Pfarramt zu Hasbergen eingeführt.

Das Nichtefest des Kirchenbaues zu Burhave.

Burhave, den 8. October 1878.

Da das wunderbar schöne Wetter der letzten Wochen die Fortführung unseres Kirchenbaues sehr begünstigt hatte, konnten wir schon heute das Nichtefest feiern. Gegen 5 Uhr brachten junge Mädchen in festlichem Zuge die schöngewundene Krone, gefolgt von jungen Mädchen und den zur Abholung deputirten Bauleuten. Nachdem dieselbe um die Kirche herumgetragen war, ward sie vom Baumeister Wrede im Chor hinaufgezogen und von Zimmerleuten am Ostende der Kirche befestigt. Da die Baumeister durch Erkältung am Reden verhindert waren, hatte Pastor Kuhlmann über- nommen, einige Worte zu sprechen.

Derselbe hatte sich deshalb auf das oben im Chordach angebrachte Gerüst begeben. Hier reichte ihm der Bau- meister den Hammer, um den letzten Nagel einzuschlagen, was er mit folgenden Worten that:

Gegen Abend hatte er eine kurze Besprechung unter vier Augen mit seiner Schwester, sie nickte ihm hocherfreut zu und er schloß seine Unterredung mit der Bitte:

„Aber die drei Tage, wo ich noch hier bin, bleibt's beim Alten.“

Drei Tage gönne mir Zeit,

Bis sich der Schwester der Gatte geweiht.“

„Gewiß, gewiß, und wenn Du noch vierzehn Tage bleibst. Dir soll Dein Abendtrunk nicht verkürzt werden.“ —

Hermann war abgereist; am nächsten Abend trat der Gasinspector seinen Gewohnheitsweg wieder allein an und berechnete nebenbei, daß er nunmehr wieder um die Hälfte billiger wegtäme, als die letzten drei Wochen der Abend- trunk gekostet hatte. Er grüßte die Stammgäste nochmals von seinem Schwager, man redete viel von dem flotten Studio und den guten Wiken, die er alle Abende losgelassen hatte, man kam auf die tollen Studentenreiche im Allge- meinen zu sprechen, Jeder wußte eine interessante Belegstelle aus eigener oder aus der Jugendgenossen Biographie an- zuführen, Jeder reihte an das kaum verklungene Ende der Erzählung seines Vornannes den Anfang seiner eignen mit den Worten an: „Nein, als ich noch studirte —“ und im Handumdrehen war es gegen elf Uhr geworden; schon rüsteten die am wenigsten Feststehenden zum Aufbruch. Die elf Stundenschläge an der großen Schwarzwälderin schnarnten langsam und feierlich durch das Zimmer und kaum war der letzte Schlag verklungen, da — gingen plötzlich alle Gasflammen aus.

Man stuzte, man lachte, der Wirth brachte Lichter; die Versuche, das Gas wieder anzuzünden, hatten keinen Erfolg, die Rohrleitungen wurden besichtigt und scheinbar in Ordnung gefunden und der Gasinspector wahrte seinen technischen Standpunkt mit den Worten: „Dann liegt es an der Gasuhr.“ Da erschallten laute Stimmen auf der Straße, Gelächter, Geschrei und durcheinander klingende Worte: „S ist doch kein Mondschein im Kalender! Der

„Im Namen Gottes und im Auftrage der Gemeinde Burhave schlage ich hiemit den letzten Nagel ein. Möge der Herr das Werk ferner segnen, daß es vollendet werde zu seiner Ehre, wie zur Erbauung und zum Segen der Gemeinde“ und that nun drei Hammerschläge „im Na- men Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.“

Derselbe hielt darauf etwa folgende Ansprache:

„Es ist ein alter Brauch und ein altes Recht, daß bei Vollendung eines Baues demselben auch ein Zimmerpruch gehalten werde. Da soll's denn auch bei diesem Bau daran nicht fehlen, und weil die Herren Baumeister verhindert sind, habe ich es übernommen, hier ein paar Worte zu reden. — Ich knüpfe sie an das Wort: „Der Herr segne dich und behüte dich,“ wie es 4. Mos. 6 v. 24 geschrieben steht und mit welchem stets das Bauwolk sollte gesegnet werden, und spreche über diesen Bau in Euer aller Namen: „der Herr segne dich und er behüte dich.“ Wenn ein Bau- meister mit Gottes Hülfe einen Bau glücklich vollendet hat, dann waltet sein Herz in Freude, denn es steht ja nun vol- lendet vor seinen Augen, was ihm bei schwerer Arbeit unter Mühen und Sorgen vor seiner Seele stand, als Ziel seines Strebens, als Preis seines Fleißes. Ist's aber ein christ- licher Baumeister, so freut er sich nicht bloß des gelungenen Wertes, sondern er blickt auch nach oben. Es zieht ihn empor, mit Herz und Mund, dem Herrn zu danken, der ihm bisher geholfen, dem Herrn, der allein segnen kann, und ohne den wir nichts vermögen. Da hebt er unwill- kürlich die Hände empor über seinen Bau und bittet, daß ihn der Herr ferner unter seinen Schutz nehmen, ihn segnen und behüten wolle, daß der Herr segne alle, die darin woh- nen, alle, die darin ein- und ausgehen werden, und aus seinem Herzen quillt das Wort unseres Textes: „Der Herr segne dich und Er behüte dich.“

Wenn dann das schon so ist bei jedem Bau, wie sollte es nicht ganz besonders sein bei diesem Bau, beim Kirchen- bau. Da bauen wir ja recht eigentlich zur Ehre Gottes. Ihm gilt es, ein Haus zu bauen; ein Haus, da man hörte die Stimme des Dankens, da man predige alle seine Wunder; ein Haus der Anbetung, wo sein Wort gepredigt und die Sacramente verwaltet werden in seinem Namen und Auf- trage zum Heil der Seelen. Darum muß ein solcher Bau so recht zum Aufblick mahnen. Und darum haben wir den- selben mit Gebet und gottesdienstlicher Feier begonnen, darum haben wir in unserer Fürbitte stets desselben ge- dacht und aller derer, welche daran bauen, daß der Herr sie behüte vor Unfall und Schaden, daß Er helfe den Bau glücklich vollenden, und immer klang das Wort unseres Textes in unserem Herzen nach: „Der Herr segne dich und behüte dich!“ Und Er hat unsere Gebete erhört, so daß wir heute in ungetrübler Freude das Nichtefest feiern können. Da freuen sich die Baumeister. Sie haben ja mit seltener Aufopferung und Treue vom frühen Morgen bis zum späten Abend an diesem Bau gearbeitet, und freuen sich nun seiner Vollendung, und mit ihnen freuen sich alle, die daran ge- arbeitet haben mit treuem Fleiße. Vor allen aber freut sich der Bauherr, die Gemeinde Burhave. Wir haben auch wahrlich Ursache, uns zu freuen. Welch' schönes Gotteshaus erhalten wir! Das ist 'ne rechte Kirche. Kirche heißt ja „die Herrliche,“ denn das Haus des Herrn soll herrlich sein vor allen anderen Häusern, und das können wir von diesem Hause sagen. Wie ist da alles wie aus einem Gufe, so einfach und erhaben, so ganz eine Kirche, die auch in ihren äußeren Formen mithelfen kann zur Erbauung der Gemeinde. Da können wir denn diesen Bau getrost der Nachwelt überliefern. Nie wird sie uns mit Recht den Vor- wurf machen, als hätten wir das Geld für einen unwür- digen oder unpassenden Bau verausgabt. Und dazu ist der Bau solide und fest in seiner Ausführung. Und in wie kurzer Zeit ist er vollendet. Am 6. Mai war es noch un- gewiß, ob's überhaupt zum Neubau kommen werde. Am 7. Mai begann der Abbruch des alten Gotteshauses. Am 4. Juni ward hier unter Schutz und Trümmern der erst Stein zum Bau gelegt und heute steht er fast vollende

zähle die Stunden- und Viertelstunden-Schläge und nun weiß ich, er kommt keine Nacht vor zwei nach Hause und oft auch später. Aber — gefragt habe ich seit dem Abende nicht mehr nach der Zeit.“

Hermann war ein Bruder Lustig, er amüsierte sich höchlich ob der übereinstimmenden Mittheilung beider Gatten, aber neben dem Amüsirement lief ein gut Theil Mitleid her. Die Schwester dauerte ihn; so konnte es nicht bleiben, sie rieb sich auf dabei.

„Hermann, was soll ich thun?“

„Ja, das ist die Frage.“

„Soll ich ihm seinen Betrug geradezu vorhalten?“

Nein, das kann ich nicht. Er ist ja sonst so gut, er müßte sich dann schämen vor mir. Und würde es auch helfen?“

„Das weiß ich nicht. Dazu habe ich mich noch zu wenig eingetrunknen mit Deinem Gatten.“

„Ach sprich, rathe mir; so kann's nicht bleiben.“

„Kannst Du denn Deine glückliche Schlaftrunkenheit mit der Zeit nicht von freien Stücken wieder erlangen?“

„Nein, nie, mir brennt's in den Augen, mir hämmert's in der Brust, wenn der Abend kommt.“

Wirklich leuchtete so etwas wie Fieber in den Augen des jungen Weibes. Nach kurzem Nachdenken sagte Hermann:

„Na, wenn das Ding nicht von vorn anzufassen ist, müssen wir es von hinten herum zu packen suchen. Nur Geduld, die Sache macht sich.“

Und sie machte sich. Hermann, der seit den drei Wochen seines Besuchs die Gasanstalt noch keines Blicks gewürdigt hatte, durchstreifte heute dieselbe bis in ihre stinkendsten Räume und ließ sich alle Apparate gründlich er- klären, von den Retoren an bis zum Hauptthahne, der die Gasometer vom Rohrnetz der Stadt abschloß. „So gefällst Du mir in Deiner Wissbegier,“ sagte der Gasinspector, der ihn stundenlang umhergeführt hatte. „Man muß sich von Allem Kenntniß verschaffen, man weiß nicht, wo man's nutzen kann,“ meinte der Studio.

Scandal! Alles pechdunkel!“ und die auf die Strafe tretenden Stammgäste tauschten nun mit den Hinzugekom- menen ihre Erfahrungen aus, woraus sich die Kenntniß des auffallenden Factums aufbaute, daß in der ganzen Stadt plötzlich alle Gasflammen erloschen waren.

Dem Gasinspector wurde nicht wohl, allerhand Gedanken über Gasometerexplosion oder dergleichen seinem Gewerbe eigenthümliche Unglücksfälle stürmten durch sein Gehirn, er eilte in seine Anstalt — die Apparate arbeiteten alle normal, die Nacht-Arbeiter waren an ihren Posten, nirgends eine Spur von Unregelmäßigkeit. Da kommt er an den Hauptthahn — er war zugebreht.

„Wer von Euch hat das gethan?“ donnerte er die Arbeiter an. Die Arbeiter verstanden ihn nicht. „Das ist ein höchst alberner Spas, den Ihr Euch da gemacht habt. Gnade Gott, wenn ich es herausbekomme!“ brauste er sie an. Die ruhigen Männer meinten still für sich, es sei schlimm, wenn ein Vorgesetzter nach dem Abendtrunk sich noch um die Arbeit kümmere. Der Gasinspector bekam nichts heraus, er beorderte zwei Mann zum Wiederanzünden der perennirenden Nachtlaternen in den Straßen und begab sich in seine Wohnung.

„Welch Zeit — ist — es — denn?“ tönte die sehr schlaftrunkene Stimme seiner Gattin.

„Ach, denke Dir nur,“ polterte er hervor, „es ist kaum elf Uhr, wir sitzen noch ganz gemüthlich am Stammtisch, da gehen die Gasflammen aus. Ein nichtsnutziger Kerl in der Gasanstalt hat den Hauptthahn ausgedreht.“

„Um elf ist es? Da kommst Du ja recht spät nach Hause!“

Der Gasinspector zuckte zusammen. Weitere Fortsetzung des Gesprächs schien ihm unersprißlich, er legte sich ganz still in's Bett. Mehrmals in der Nacht hörte noch die Gattin ihn Traumworte ausstoßen: „Nur fassen könnte — den Kerl — schlechten Kerl!“

(Schluß folgt.)

